LUDWICH

AD NOVISSIMAM NONNI
DIOVISSIMAN EDITIONEM
EPIMETRUM

ACAD. ALB. REGIM. 1911. II.

AD NOVISSIMAM NONNI DIONYSIACORVM EDITIONEM EPIMETRVM

QVO

ORATIONES AD CELEBRANDAM DIEBVS
XI M. MARTII XXI ET XXIII M. MAII XXIII M. IVNII
MEMORIAM VIRORVM ILLVSTRIVM

CAELESTINI DE KOWALEWSKI
IACOBI FRIDERICI DE RHOD
FRIDERICI DE GROEBEN
ABELI FRIDERICI DE GROEBEN
IOANNIS DITERICI DE TETTAV

IN AVDITORIO MAXIMO DIE XVII M. IVNII HORA XI
PVBLICE HABENDAS

INDICIT

ARTHVRVS LVDWICH
P. P. O.

REGIMONTII
EX OFFICINA HARTVNGIANA
1911.

Das gewaltige Dionysos-Epos des Panopolitaners Nonnos zerfällt in zwei Theile von je 24 Gesängen, und auch sonst hat sein Verfasser viel gethan, um seinen Wettbewerb mit Homer in das rechte Licht zu stellen. Der Erfolg entsprach nicht der Kühnheit des Gedankens. Das Werk ist trotz seines reichen mythologischen Inhalts, trotz seiner originellen Sprache und Metrik, trotz des Eifers einer nicht geringen Schar von Nachahmern dennoch ein Stiefkind des Glückes geblieben. In Italien, wo noch heute seine älteste einigermaassen vollständige Handschrift (Laurentianus XXXII 16 = L) liegt, fand Niemand den Muth es herauszugeben; denn das Abschreiberelend hatte die ohnehin grossen Schwierigkeiten noch sehr erheblich gesteigert. Was viel unbedeutendere Schriften schon frühzeitig erlangten, dass sie durch den Druck verbreitet wurden, ward den Dionysiaka erst 1569 durch Gerart Falkenburg zu Theil. Seine Hand war etwa die vierte, wenn nicht gar die fünfte, welche den Lesern den Text vermittelte: die dritte repräsentirt der von ihm benutzte Cod. Sambuci (jetzt Vindobonenses 45 u. 51 = F), die zweite der Palatinus 85 (= P) und die erste der schon erwähnte Laurentianus; denn dass dies die wahrscheinliche Handschriften-Genealogie des Gedichtes ist, kann nach den mir zu Gesicht gekommenen Urkunden keinem Zweifel unterliegen (ein Zwischenglied zwischen dem 2. und 3. Abkömmling erscheint mir keinesweges ausgeschlossen). Von den Ausgaben, die der ersten folgten, ruht keine einzige auf einer besseren Quellengrundlage, nicht einmal auf dem Palatinus, dessen Vorzüge doch durchaus nicht gänzlich im Verborgenen geblieben waren. Bei dieser unhaltbaren Sachlage entschloss ich mich bereits 1875, an die eigentliche Quelle zu gehen, über die ich bald darauf einen kurzen Bericht veröffentlichte (Herm. XII 273 ff.). Jüngst traten dann die wichtigen Berliner Papyrus-Fragmente ans Licht (Berl. Klassikertexte V 1, 94 ff.) und entfachten von neuem mein Interesse an dem Nonnischen Epos. Nunmehr schien es mir endlich an der Zeit zu sein, das von mir gesammelte textkritische Material den Fachgenossen zu übergeben, und zwar auf dem einfachsten Wege, nämlich in Gestalt einer eigenen Ausgabe, die ursprünglich gar nicht in meinem Plane gelegen hatte. Der Umstand, dass wenigstens meine handschriftliche Basis besser und mein sonstiger kritischer Apparat reichhaltiger ist als bei allen meinen Vorgängern, erleichterte mir in etwas den schweren Entschluss, mich einer Aufgabe zu entledigen, die eine befriedigende Lösung noch so bald nicht erwarten lässt. Ist es auch nicht gerade Neuland, das der Forscher hier betritt, so zählt es doch immerhin zu den gar selten besuchten: dies und sein grosser Umfang macht es begreiflich, dass dieses Arbeitsfeld noch aller Orten der helfenden Hand bedarf. Zu weiterer Aufklärung hoffe ich die nothwendigen Hilfsmittel geliefert zu haben. Nach einem höheren Ziele zu streben lag mir fern. — Die Lesarten des Laurentianus und der Berliner Fragmente werden vollständig mitgetheilt, die der übrigen Handschriften nur in Auswahl. Die letzteren ganz wegzulassen, ging nicht an, weil ich es für meine Pflicht hielt, auch den historischen Gang einer Überlieferung, die bekanntermaassen bereits in zahlreiche Bücher übergegangen ist, klar zu legen; wer diesen historischen Gesichtspunkt und seine Berechtigung nicht zu würdigen versteht, dem bleibt es unbenommen, den Apparat zu vereinfachen. Was mich betrifft, so zog ich die mühsamere Methode vor, weil ich zugleich dem Irrthume steuern wollte, dass die unmittelbaren oder mittelbaren Abschriften des Laurentianus ohne allen und jeden Werth seien: ihr geringes Scherflein haben auch sie zur Emendation beigetragen, und die Gerechtigkeit forderte, dass dies nicht missachtet würde. Endlich war ich bestrebt, auch für eine ausgiebige Darlegung der Besserungsversuche neuerer Kritiker Sorge zu tragen.

So lautete (in B. G. Teubner's 'Mitteilungen' XLII 1909 I S. 31 f.) meine Voranzeige, die ihrem wesentlichen Inhalte nach später in die 'Praefatio' der Ausgabe überging. Jeder sieht, dass ich nicht gerade mit hochfliegenden Versprechungen vor meine Fachgenossen getreten bin, vielmehr mit anspruchslosen, die ich erfüllen zu können und zu sollen vermeinte. Die Aufgabe, die ich mir stellte, habe ich scharf umgrenzt, mein Ziel und meine Hilfsmittel genau angegeben, Geleistetes und Nichtgeleistetes offen aufgedeckt, nichts verhüllt und verschwiegen, was dazu dienen mag, den Benutzer meiner Ausgabe über ihren wahren Inhalt aufzuklären. Dreierlei glaubte ich ihm bieten zu können: 1) einen vollständigeren und vielfach verbesserten Text, 2) eine zuverlässige und auskömmliche Darlegung der wichtigsten handschriftlichen Überlieferung und 3) die bemerkenswerthen Daten der Geschichte des Textes von seinem Entstehen an bis auf die Neuzeit. Diesen Inhalt hielt ich zwar keineswegs für allseitig von mir abgeschlossen, aber doch für reichhaltig und nützlich genug, um ihn der Öffentlichkeit übergeben und damit meine 35jährigen Nonnos-Studien beendigen zu dürfen. Eine Grundlage, die zweifellos bedeutend vollständiger und fester ist als alle bisherigen ohne Ausnahme, hoffte ich, würde ihrem Urheber immerhin einigen Dank einbringen. Bei dem Berliner Recensenten der 'Deutschen Literaturzeitung' hat sie andere Gefühle ausgelöst.

„Mehr als vier Fünftel des Apparates sind völlig nichtssagend; das Buch ist so um etwa 140 Seiten zu dick und der Benutzer, mit dessen Geduld hier ein unerhörtes Spiel getrieben wird, muss für diese Misshandlung noch extra zahlen." Dieser polternde Ton mit seinem stürmischen Appell an die Geduld und den Geldsack der Käufer wird seines Eindrucks auf empfängliche Leser nicht verfehlen, wenigstens nicht auf die Spiessbürger unter ihnen. Es kostet mich einige Überwindung, auf dieses Niveau herabzusteigen; doch muss ich es schon über mich gewinnen, um der aufgestellten Krämerrechnung ihre grassesten Schrecken zu nehmen. Erstens ist es eine willkürlich aus der Luft gegriffene Unterstellung, dass in meinem kritischen Apparate „ausser L noch ein aus L abgeschriebener Palatinus (P) und 2 aus einer Abschrift von P abgeschriebene Handschriften (F M) mit ihren sämtlichen Varianten auftreten". Wer die Wahrheit erfahren will, blicke in die obige Voranzeige, worin es ausdrücklich heisst: „Die Lesarten des Laurentianus und der Berliner Fragmente werden vollständig mitgetheilt, die der übrigen Handschriften nur in Auswahl"; dasselbe steht in der 'Praefatio' zu lesen. Was der Rec. behauptet, ist sensationell aufgebauscht, kein löbliches Zeugniss für seine Gewissenhaftigkeit. — Zweitens nimmt, mit der Schneiderelle gemessen, meine Ausgabe (1086 Seiten) trotz ihres erheblich reicheren Inhaltes doch nur eine Mittelstellung ein zwischen der von Gräfe (1116 S.) und der von Köchly (1077 S.): den

Vorwurf zu grosser Dickigkeit aber hat sie, die nur um 9 Seiten dicker ist als ihre Vorgängerin in der Bibliotheca Teubneriana, allein abbekommen. — Drittens wird die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, obwohl die Herstellungskosten jetzt viel grössere sind als vor einem halben Jahrhundert, dennoch den bisherigen Preis (12 Mk.) voraussichtlich nur um etwa 60—100 Pfennige erhöhen, wofür ich ihr nun um so mehr zu danken habe. — Viertens wird selbst die angebliche Überfülle (ausgerechnet c. 140 Seiten!) sicherlich auch dem philiströsesten Käufer weniger abschreckend vorkommen, wenn er erfährt, dass sie ihm eine nicht ganz kleine Bibliothek ersetzt. In Tausenden von Fällen erspart sie ihm, selber eine Reihe von geschriebenen und gedruckten Büchern für seine textkritischen Zwecke aufzuschlagen, bringt ihm also einen unbestreitbaren Gewinn an Zeit und Geld, einen Gewinn, wie ihn kein einziges anderes Hilfsmittel der Nonnos-Litteratur gegenwärtig darbietet. Vielleicht ermuthigt dies den um sein Geld besorgten Erwerber, seinen Seelenfrieden durch den tröstlichen Gedanken wiederzugewinnen, dass er mit dem Einkaufe meines Buches wirklich kein so erbärmliches Geschäft gemacht habe, wie der Rec. ihm gern einreden möchte.

Ich athme erleichtert auf, indem ich die beklemmende Atmosphäre dieser Niederungen allzu banausischer Rechnerei endlich hinter mir lasse. Viel höher steht allerdings auch der Vorwurf nicht, ich hätte ausser dem Geldsack noch die Geduld der Benutzer in unerhörter Weise gemissbraucht. Wer nicht einmal soviel Geduld aufzubringen im Stande ist, als zur Benutzung dessen gehört, was ich mit ungleich grösserer Geduld zusammengetragen und ihm bequem genug zugänglich gemacht habe, dem werden Hunderte von anderen kritischen Apparaten genau ebenso unüberwindlich bleiben; denn Jedermann, der nicht blind ist, sieht ja, dass meine textkritische Methode durchweg auf Vorbilder zurückgeht, die sich als gut und nachahmenswerth längst bewährt haben. Ein allein stehender Sonderling bin ich nicht, gehöre auch nicht zu der Sorte von Bücherwürmern, denen es einen Hochgenuss gewährt, an Varianten zu klauben. Auch ich weiss, dass es viel angenehmere Beschäftigungen giebt, als bald in schwüler Sommergluth, bald in eisiger Winterkälte weitab von den sorgenden Seinen dem augenmörderischen Collationiren von Handschriften obzuliegen. Und trotzdem habe ich in dieser harten Fronarbeit standhaft ausgeharrt viele Tage und Wochen lang. Warum? Aus Pflichtgefühl natürlich; denn die Philologie kann solcher Arbeit unmöglich entrathen. Sie muss der Überlieferung und ihren Schicksalen nachspüren bis in die verborgensten Winkel. Nur so kommt der gegebene Autor zu seinem Recht; nur so sammelt sein Bearbeiter Erfahrungen und Kenntnisse, wie die Textkritik sie erfordert. Je umfassender sie sind, um so nützlicher.

Dass hierüber unter einsichtigen Philologen Meinungsverschiedenheiten obwalten sollten, besorge ich nicht; wohl aber bestehen bereits Meinungsverschiedenheiten über das erforder-

liche Maass des der Öffentlichkeit zu übergebenden kritischen Materials. ‘Kurz und bündig’ wünschen es die Einen, ‘vollständig und zuverlässig’ die Anderen. Bei geleseneren Autoren sorgen rührige Verleger dafür, dass beide Parteien befriedigt werden. Zu solchen auserwählten Günstlingen des Publicums gehört Nonnos entschieden nicht. Eben deshalb glaubte ich, dass die erste wirkliche Recensio seines Hauptwerkes, die ich plante, möglichst wenige Lücken im Apparat aufweisen dürfte. Die Gefahr, dass dies denjenigen, die mit leichterem Gepäck dahinzustürmen lieben, wider den Geschmack gehen würde, sah ich wohl voraus; indessen ihnen meine bessere Überzeugung zu opfern, wäre Thorheit gewesen. ‘Völlig nichtssagend’ und ‘absolut werthlos’ schilt der Rec. bei weitem die meisten meiner Angaben. Das wundert mich nicht; denn er gehört zu den Eilfertigen, für die der historische Gesichtspunkt meines Werkes überhaupt nicht existirt, obschon ich ihn in der Voranzeige wie in der ‘Praefatio’ mit allem Nachdruck betont habe. Dass es seine Pflicht und Schuldigkeit war, dieses wesentlichen Gesichtspunktes wenigstens mit einem Worte zu gedenken und so dem Publicum, für das er schrieb, den Grund zu verrathen, warum mein Apparat reicher ausfallen musste, als es oberflächlichen Beschauern nöthig erscheinen mag, das kam dem Rec. gar nicht in den Sinn. „Jede Lesart ist ein geschichtlich Gegebenes“, sagt Böckh (Encykl. S. 195); „es kommt darauf an, aus der Masse dieser gegebenen kleinen Thatsachen ein Ganzes zu bilden, in welchem zugleich die Geschichte des Textes überhaupt und die Geschichte jeder einzelnen Stelle, bei der ein Bedenken stattfinden könnte, enthalten sei.“ Auf solcher verständigen Theorie beruht meine durchgängige Praxis als Herausgeber. Nimmt der Benutzer meines Nonnos-Apparates es ernst, dann werden ihm auch die ‘völlig nichtssagenden’ Angaben Manches sagen, was er für eigene Zwecke sehr wohl brauchen, Manches, was ihn mindestens von übereiltem Verdammen abhalten kann. Dann wird er allmählich zu der reiferen Einsicht kommen, dass ein nicht zu karg bemessener Apparat zwar immer zuerst dem speciellen Schriftstücke dient, dem er angehört, daneben jedoch in zweiter Linie auch allgemeinere Interessen der Wissenschaft berücksichtigt, paläographische, grammatische, prosodische, orthographische und andere mehr. Lässt sich doch sogar in den wiederkehrenden Fehlern heterogener Schriftstücke mitunter eine Art Gesetzmässigkeit nachweisen, deren Kenntniss von Nutzen werden kann.

Die sehr wenigen Proben, die ich aus den Handschriften N O R S V W mitgetheilt habe, genügen ohne Frage, um den relativen Unwerth dieser sechs Quellen darzuthun, und an ihnen mag man lernen, dass ich auch recht wohl Maass zu halten verstehe, wo es mir angebracht scheint. Auch darüber wird kein Zweifel obwalten, dass die Quellen *Π* L, weil sie die ältesten und besten sind, eine möglichst vollständige Ausbeutung ver-

dienten. Diese habe ich erstrebt, nicht durchweg zur Zufriedenheit des Recensenten. Vornehmlich aber richtet sich, wie wir hörten, sein Unwille gegen meine Auswahl aus P und F M, die er zu den 'absolut werthlosen' Angaben rechnet. Nichts beweist klarer seine völlige Verständnisslosigkeit gegenüber meinen Nonnos-Arbeiten. Gleich als ich im Jahre 1877 meinen ersten Bericht über L schrieb, wies ich (Herm. XII S. 276) nachdrücklich darauf hin, wie grosse und verhängnissvolle Schwierigkeiten jene wichtigste Handschrift dem Benutzer in den Weg stellt, theils durch schlechte Schrift, theils durch undeutliche Abkürzungen, theils durch nachlässig ausgeführte Correcturen, theils endlich durch hinterher eingetretene Verdunkelungen des Ursprünglichen. Unter solchen Umständen musste ich es selbstverständlich als einen besonderen Glücksfall freudig begrüssen, als ich im Jahre 1907 auf einen Vorgänger (P) stiess, der sich bereits c. 300 Jahre vor mir mit der Entzifferung von L abgequält hatte, redlich bemüht, genau abzuschreiben, so genau, dass er sogar die Zeilenzahl der Seiten ohne Noth zu ändern für unstatthaft hielt (daher meine bezüglichen Angaben, die dem flüchtigen Rec. natürlich ein Räthsel geblieben sind). Durfte ich den Unfehlbaren spielen und die Hilfe eines so augenscheinlich der Sorgfalt beflissenen Arbeiters, die einzige ihrer Art, die ich kenne, achtlos von der Hand weisen? Durfte ich die Gelegenheit unbenutzt lassen, festzustellen, was er ebenso wie ich und was er anders gelesen oder anders niedergeschrieben hatte? Durfte ich als ehrlicher Berichterstatter auch nur einen Augenblick zögern, offen aufzudecken, was jedem zur Controle meiner einmaligen, jetzt 35 Jahre zurückliegenden Collation des Cod. L dienen kann? Durfte ich den Thatbestand in Dunkel hüllen und es darauf ankommen lassen, dass ein Anderer die Differenzen zwischen den Lesungen von P und von mir ans Licht zog? Nein, das durfte ich nicht: das verbot mir einfach mein Gewissen. Ich musste die Karten aufdecken, selbst auf die Gefahr hin, dass dadurch das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit meiner Collation von L erschüttert werden könnte. Vollkommen unparteiisch liess ich daher, wo es sich gehörte, auch den viel älteren Zeugen neben mir zu Worte kommen. Und wer der Ansicht ist, dass ich recht daran that, der hat auch begriffen, dass meine Auswahl aus P nichts weniger als 'absolut werthlos' ist. — Ähnliches gilt von der Auswahl aus FM. Annähernd viertehalb Jahrhunderte hindurch hat die Vulgata der Dionysiaka, die von F ausging, so gut wie allein das Feld behauptet. Grammatische, lexikalische, metrische, kritische, mythologische und andere Untersuchungen fussen lediglich auf ihr. Durch diesen langdauernden, tiefgreifenden Einfluss hat sie sich unstreitig eine historische Bedeutung erobert, die aus unserer Wissenschaft auf keine Weise mehr spurlos ausgetilgt werden kann noch darf. Ihr in der grundlegenden Recensio gar keine Beachtung zu schenken, war ein Ding der

Unmöglichkeit: das wird jeder zugeben, der eine Ahnung von der Textkritik des Gedichtes hat. Daraus ergab sich für mich, zumal mit Rücksicht auf die historische Seite meiner Aufgabe, die unabweisbare Pflicht, auch die Quelle der Vulgata (F) zu collationiren und bemerkenswerthe Lesarten, namentlich Verbesserungen (s. praef. p. XII), in den Apparat aufzunehmen. Einen nahen Verwandten (M) hatte bereits Köchly herangezogen; die Art, wie der hoch verdiente Nonnos-Kritiker ihn verwerthete, schien mir zu fordern, dass M nicht ganz hinauszudrängen, vielmehr durch eine Anzahl auf eigener Collation beruhender Belege in zweckmässige Beleuchtung zu rücken sei.

Jede einzige Angabe meines Apparates für unentbehrlich zu erklären, fällt mir selbstverständlich nicht ein: nur dass ich den Apparat im Ganzen reiflich überlegt und mit aller mir zu Gebote stehenden Sorgfalt eingerichtet habe, dabei auch auf raumsparende Knappheit wohl bedacht gewesen bin, das glaube ich mit ruhigem Gewissen versichern zu können. Über das, was in derartigen Fällen entbehrlich ist, entscheidet endgiltig niemals der Einzelne; denn die individuellen Neigungen und Bedürfnisse sind gar verschieden. Was dieser für werthlos erklärt, sieht jener für werthvoll an. Das gilt von handschriftlichen Varianten wie von modernen Besserungsversuchen in gleicher Weise. Lange Erfahrung hat mich gelehrt, dass Vollständigkeit der erforderlichen Angaben sehr viel weniger schadet als Unvollständigkeit und dass selbst aus den ‘dümmsten’ Conjecturen nicht selten ein Fünkchen Gedankenarbeit hervorleuchtet, das einen wirklichen Schaden anzeigt und Klügere auf die richtige Fährte leitet. Unfehlbar ist noch nie ein Conjecturalkritiker gewesen. Wer freilich nur im Thun Anderer Dummheiten entdeckt und stets daran Ärgerniss nimmt, der wird die Selbsterkenntniss, Seelenruhe, Geduld und Umsicht schwerlich erlangen, die er braucht, um die Sache besser zu machen. Er wird es seiner Eigenart angemessener finden, sich auf die Seite derer zu schlagen, die Alles, was sie nicht nutzen können oder wollen, in Grund und Boden verdammen und sich nicht scheuen, sogar die eigennützigsten Instincte des grossen Haufens wach zu rufen in der Hoffnung, damit ihre persönliche Oberflächlichkeit und Verständnisslosigkeit zu verschleiern und sich mit dem Nimbus höherer Einsicht zu umgeben. Ob Jemand gewissenhaft-gründlich oder ‘genial’-ungründlich arbeiten will, hat er mit sich selber auszumachen: aber nun und nimmer dürfen wir dulden, dass er uns die Tugend entsagungsvoller Gründlichkeit als ein Hauptübel der Philologie verschreit; denn allein durch diese Tugend ist die deutsche Wissenschaft zu ihrer Blüthe gekommen. Als ihr schlimmster Feind hat sich stets die Leichtfertigkeit erwiesen. Der gegenwärtig besonders heftig wogende Kampf zwischen solider und unsolider Arbeitsweise gereicht unserem nervösen Zeitalter nicht zur Ehre. Sich nie genug thuender Idealismus und sich überstürzender schnellfertiger

Realismus stehen gegen einander in Fehde; unduldsamer als je zuvor sucht der stürmische Realist den bedächtigen Idealisten zu verhetzen: ich hoffe zuversichtlich, dass es ihm nie gelingen wird, uns Deutschen unser herrlichstes Gut für immer zu rauben.

Doch zurück zu meinem ungeduldigen Recensenten. „Dem Überfluss im Apparat entspricht wie gewöhnlich Mangelhaftigkeit der Prolegomena", rügt er. Zum Beweise zählt er einige Desiderata auf, auch folgendes: „Schliesslich braucht jeder kritische Leser des Nonnos eine knappe Darstellung der wichtigsten metrischen und prosodischen Gesetze dieser Hexameter; die hätte sich auf zwei Seiten geben lassen." Eine brauchbare auf zwei Seiten? Ich habe mit 24 Seiten kaum gereicht, als ich 1889 diesem Wunsche in A. Rossbach's Griech. Metrik (III 2 S. 55—79) zuvorkam. Davon erfährt das Publicum der 'Deutschen Literaturzeitung' freilich nichts, weil ich in der That unterlassen habe, die Quintessenz meiner damaligen knappen Übersicht in die 'Praefatio' aufzunehmen. Man wird diese Unterlassungssünde indessen milder beurtheilen, wenn man überlegt, dass die metrisch-prosodischen Dinge nichts voraushaben vor den grammatischen (Formenlehre, Syntax, Orthographie, Wortbildung, Wortgebrauch) und vor den vielen sachlichen Fragen, die der Nonnos-Kritiker zu berücksichtigen hat. Dass sie alle wichtig und einer gründlichen Darstellung durchaus würdig sind, erkenne ich voll und ganz an, nicht aber, dass ich verplichtet war, das Experiment zu wagen, meine Vorrede damit zu belasten. Ich lasse jedem die Freiheit, Wünsche zu äussern, so viele er mag, muss aber entschieden auch mir die Freiheit wahren, mein jeweiliges Arbeitsfeld mir nach eigenem Willen abzustecken. Wem es zu eng vorkommt, der sehe zu, wo und wie er es zu ergänzen vermag. Sicherer geht er immer, wenn er sich nicht auf fromme Wünsche allein beschränkt, sondern gleich selber Hand anlegt und Strecken urbar zu machen strebt, die er noch unangebaut daliegen sieht; und auch der Allgemeinheit frommt dies weit besser als das mehr oder minder verschämte Begehren, unerledigte Arbeit auf die Schultern Anderer abzuwälzen.

In solchem Begehren erweist sich mein Recensent, allerdings ein Neuling auf diesem Gebiete, als unersättlich. Rechnet man hinzu seine noch nicht dagewesene Fähigkeit im Herunterreissen dessen, was hier bisher vor und mit mir im mühsamen Aufbauen geleistet worden ist, dann versteht man, dass er schliesslich keinen anderen Richterspruch fällen konnte als diesen: „Der Nonnosforschung bleibt also noch fast alles zu tun." Niemand wird sich wundern, wenn ich mich von dem Lapidarstil dieses die Vergangenheit und Gegenwart gleich schonungslos niederschmetternden Verdammungsurtheils und von seiner trübseligen Zukunftsmusik so ergriffen fühle, dass ich verstumme.

Königsberg, im November 1910.